

Mit der Trommel durch die Hölle

Das Unheil meiner Mitmenschen begann, als ich 14 war. Zu einer Zeit, wo man ohnehin nur Unsinn im Kopf hat. Mein Freund Kai hatte ein Schlagzeug in seinem Keller und fand es cool zu Punkmusik darauf rumzuknüppeln. Der Lärm war entsetzlich, aber um nicht als uncool zu gelten, hielt ich mir nicht die Ohren zu. Trotzdem faszinierte mich dieses Instrument. Es hatte etwas Unbändiges und Wildes, war irgendwie ein Freiheitsymbol und der, der es beherrschte galt als Revoluzzer. Die ersten Rhythmen waren einfach und gelangen schnell und so wollte ich auch eine Schießbude haben. Ich werde nie vergessen, wie damals in einem alten Golf 1 meine erste Gewitterburg aus 2. Hand angeliefert wurde. Das gute Teil kostete damals rund 400 DM. Dem Wunsch zu trommeln folgten lehrreiche Empfehlungen meiner Eltern und wie gewöhnlich steckt man ein Kind, dass ein Instrument lernen möchte in die Musikschule.

Es klug anzugehen, kam mir als 14 Jähriger nicht in den Sinn. Stattdessen wollte ich laut hämmern, zu einer Musik, die ohnehin nicht viel technisches Können erfordert. Mein erster Schlagzeuglehrer meinte es gut. Ich lernte die ersten Noten und wurde auf Rhythmusgefühl geprüft: Mein Lehrer stand vor mir und trommelte auf seinem Bauch herum. „So, jetzt Du!“. Ich imitierte den Rhythmus und er befand, dass es wohl Sinn machen würde, damit anzufangen. Weil alles andere interessanter war, als für die Schule zu lernen, wurden meine Noten schlechter und meine Mutter strich bald den Schlagzeug-Unterricht. Es folgten einige unterrichtsfreie Jahre, in denen ich aber eifrig weiter die Trommeln bearbeitete und meinen Eltern gehörig auf die Nerven, äh Ohren ging. Egal, wo ich mit meinen Eltern hinzog, immer war diese Rabatzschüssel zugegen und fand ihren Platz in meinem Zimmer. Die ersten musikalischen Gehversuche fanden mit Freunden statt, die ihre Instrumente mit zu mir brachten. Damit auch die Nachbarn etwas davon hatten, war auch eine PA-Anlage unter der Ausstattung. PA bedeutet nichts anderes, als dass man damit auch größere Hallen beschallen kann.

Erst mit 19 entschloss ich mich wieder zum Unterricht. Auf Empfehlung meines Lieblingsmusikgeschäft in Oberhausen, sollte mir ein Student helfen, den ich für seinen unnachahmlichen Stil und Gewandtheit an unserem Instrument bewunderte. Wie verrückt übte ich, um so gut zu werden, aber es wollte mir nicht recht gelingen. Ich wollte auch gern Musik studieren, aber ich war nicht gut genug für die Aufnahmeprüfung der Hochschule. Trotzdem spielte ich in kleinen

Formationen mit denen ich auch einige kleine Auftritte bei Festen hatte.

Traurig war es zum ersten Mal, als ich die Band in der ich spielte, toller fand, als sie mich. Mein Getrommel war zu schlecht und so suchte sich die Band einen anderen Trommler. Viele Jahre später festigte sich bei mir die Vermutung, dass Bands nur dann mit einem Schlagzeuger zufrieden sind, wenn dieser schon Vollprofi ist.

Mein Beruf als Golflehrer brachte mich mit meinem Rabatzblech durch ganz Deutschland. 2004 schlug ich im Robinsonclub in Mecklenburg-Vorpommern auf und trommelte für eine Theatershow.

Irgendwann kam der Punkt, an dem ich mich nicht weiterentwickelte. Wer es an seinem Instrument zu etwas gebracht hat, hat entweder Talent oder Fleiß, oder beides. Da mich der liebe Gott nicht bedacht hat, als er Talent unter den Trommlern verteilte, blieb mir nichts übrig, als zu üben.

Auch wenn man ein Instrument lernt, gibt es Dinge, vor denen man den größten Widerstand und die größte Abneigung hat. Leider sind es gerade diese Widerstände, die einen am Weiterkommen hindern. Aber genau diese Widerstände durch üben der Dinge mit der meisten Abneigung bringen einen am meisten weiter. Beim therapeutischen Trommeln bringt eben auch die Auflösung des größten Schattens das höchste Maß an Freiheit. In diesem Fall am Instrument. Gefühlt, trommelt man sich dabei durch die Hölle.

In den Jahren hatte sich in mir der Eindruck verfestigt, dass ich meiner Kreativität nicht freien Lauf lassen kann, weil meine Hände nicht so wollen wie ich. Aus meiner Golflehrertätigkeit dachte ich, ich müsste die Technik verbessern. Die wahre Lösung schien sich aber in einem alten Büchlein zu verstecken, das bestimmt schon so manchen Trommler zur Weißglut getrieben hat. Ich besaß das gute Stück schon seit meiner Jugend und mein damaliger Lehrer hatte es mir schon empfohlen. Es stand all die Jahre über in der letzten Reihe meines Bücher-Schranks. Es hat kaum mehr als 40 Seiten, aber der Inhalt hält es in sich...

„Beim therapeutischen Trommeln bringt eben auch die Auflösung des größten Schattens das höchste Maß an Freiheit.“



Im Alltag sieht das Üben damit meist folgendermaßen aus. Man sitzt stundenlang in einem stinkenden Kellerraum und übt unendlich nüchterne Schlagfiguren. Die ersten sind es 4 Seiten dieses Büchleins enthalten je 24 Schlagkombinationen. Der Autor des Teufelwerks heißt George Lawrence Stone.

Durch das Üben mit dem kleinen Büchlein, habe ich eine wichtige Lektion gelernt. Üben muss nicht Spaß machen, um effektiv zu sein. Vor den Erfolg hat der liebe Gott die Arbeit gesetzt. Das gilt für Leistungssport, wie für das Lernen eines Instruments.

Man verflucht ihn für sein Werk spätestens nach der ersten Seite, weil er darauf besteht, dass jede der 24 Übungen 20 Mal wiederholt wird. Verspielt man sich, fängt man wieder von vorne an. Die ersten 10 Wiederholungen gehen meist ganz gut. Aber dann lässt irgendetwas nach: Entweder das Zählen oder die Motorik. Bei den ersten Durchgängen ist es meist die Motorik, aber wenn man 3 Mal neu angefangen hat, ist man ab der 10. Wiederholung so konzentriert, dass man das Zählen vergisst. „Ups, wo war ich 14? 15? NEIIIIIN, schon wieder rausgeflogen! Und von vorne... Es ist zum Verrücktwerden. Sobald man verstanden hat, dass man sich schnell verzählt, wartet man auf den kleinen Mann, der einem in die Motorik schießt.

Komplexe Rhythmen haben die Angewohnheit aus einer Vielzahl an Kombinationen der Hände und Füße zu bestehen. Nachdem man merkt, dass es mit Händen und Füßen zusammen nicht klappt, bröselt man den Rhythmus auf und übt nur mit den Händen. Sobald ein neues Element hinzukommt, wird das Spielen schwieriger. Vor allem dann, wenn man dazu noch zählen soll.

Sehr schnell merkt man, dass es beim Üben nicht nur um die Noten und das Spielen geht, sondern darum, wie man mit dem Lernen oder vielmehr dem Nicht-Lernen umgeht.

Man fragt sich unweigerlich, warum man sich das antut. Selbstkasteiung? Welchen Sinn hat diese Züchtigung? Man lernt Geduld, lernt sich in Ausnahmesituationen kennen und sich zu beherrschen. Selbst der geduldigste Mensch lernt wahrscheinlich seine cholischen Seiten kennen, spätestens dann, wenn er es bis einen Takt vor Seitenende geschafft hat und sich dann selbst wieder aus der Bahn wirft. Nach dem ersten paar zerbrochenen Stöcken erkennt man, dass auch dies nichts hilft. Wenn es ganz schlecht läuft, fragt man sich, für was die Qualen gut sind. Egal, weiter machen!

Man begegnet den eigenen demotivierenden Mentalfallen. Ich habe die schlechte Angewohnheit, mir immer einzureden, dass es ohnehin nichts wird, weil ich zu alt bin. Sehr effektiv kann man sich den Tag vermiesen, indem man sich mit 20 Jahre Jüngeren vergleicht, die schon besser trommeln, als man glaubt jemals werden zu können.

Zwangsläufig muss man beim Üben auch lernen, diese schädlichen Gedanken auszublenden und weiter zu machen. Als ich schon fast 20 Jahre spielte, fand ich den Lehrer, bei dem schon viele Größen gelernt hatten. Mit ihm habe ich nun eine Ausrede weniger, warum ich immer noch nicht so trommle, wie ich möchte. Nun blieb nichts mehr, als mir wie besessen die richtigen Abläufe immer und immer wieder einzutrommeln, bis sie mir ohne Mühe von der Hand gehen. Die größten Wünsche müssen wir uns eben selbst erfüllen!

Oft werde ich gefragt, ob ich mich am Schlagzeug nicht gut abreagieren kann. Schaut man sich die Besten an, ist man überrascht, in welcher Geschwindigkeit diese, ihre Hölzer und Äste schier mühelos auf die Felle bewegen. Es scheint, als würde das Schlagzeug für sie arbeiten. Es geht nicht darum, sich abzureagieren und zu knüppeln, bis die Bleche biegen.

Das Ohr freut sich erst, wenn es gefordert wird. Das entsteht durch Kontraste von laut und leise. Durch Gefälle und Anstieg in der Lautstärke lassen sich Täler und Berge zeichnen, die die musikalische Landschaft bereichern. Kleine Verschiebungen halten den Zuhörer bei der Stange. Aber auch mit diesem Gewürz will sparsam umgegangen sein. Das Ohr des Zuhörers braucht wie das des Spielers immer eine Referenz zur Orientierung und Phasen der Ruhe.

Der Könnner unterscheidet sich vom Anfänger besonders in der Fähigkeit, die Freiräume zwischen den Tönen nach seiner Fassung zu organisieren und damit zu spielen, sodass eine abwechslungsreiche, interessant Mischung entsteht –oder vielleicht sogar etwas Neues.

Wo herrscht Freiraum bis zum nächsten Bumm oder was passiert, wenn man das nächste Tschack einfach ein bisschen nach hinten verschiebt?

Die weitläufige Ansicht ist, dass die Töne die Musik machen. Interessanter ist es, die Musik durch die Abstände der Töne zu betrachten.

Denn: Musik ist der Raum zwischen den Noten.

„ Durch Gefälle und Anstieg in der Lautstärke lassen sich Täler und Berge zeichnen, die die musikalische Landschaft bereichern.“